

Das Prinzip Wirklichkeit

Ein Gespräch mit Wilhelm Hennis

Mit Goethes Wanderer auf der Düne am Ende von Faust II teilt der politische Denker Wilhelm Hennis, Jahrgang 1923, das Erschrecken über das moderne Projektedenken. Der Wanderer verstummt, als er auf Fausts aus dem Meeresboden gestampfte Kolonie schaut. Auch die geistige Landschaft der Bundesrepublik kannte Fausts Kolonien - und kein anderer als Hennis' Kontrahent Jürgen Habermas beschrieb gleich zu Beginn seiner Marburger Antrittsvorlesung 1964 die Trockenlegung der alten ideengeschichtlichen Überlieferung und den Siegeszug der Sozialwissenschaften mit faustischen Metaphern.

Zur selben Zeit verpflichtete Hennis die Politikwissenschaft auf die alte, praktische Idee von Politik. Gegen das moderne Trennungdenken hat Hennis Wissenschaft und Lebensführung noch einmal zusammengedacht. Immer wollte er nicht nur wissen, sondern auch wirken. Schon für seine Promotion über «Das Problem der Souveränität» bescheinigte ihm sein Göttinger Lehrer Rudolf Smend 1951 eine ausgesprochene «politische Reife». Nach einem kurzen Ausflug in die praktische Bonner Politik als Mitarbeiter Adolf Arndts, akademischen Lehrjahren in Frankfurt als Assistent Carlo Schmidts und ersten Professuren in Hannover und Hamburg lehrte Wilhelm Hennis von 1967 an in Freiburg.

Anfang der achtziger Jahre setzte Hennis zur großen Neuverzauberung Max Webers an. Was die Soziologen an Weber wegrationalisiert hatten, gab er Weber zurück: die «Fragestellung» nach dem Schicksal des Menschen in der Moderne. In ihrer Rhetorik und ihrem unbedingten Getriebensein - samt Faust-Zitat im Motto - zählen Hennis' drei Bücher über Max Weber zu den aufregendsten geisteswissenschaftlichen Ereignissen der Nachkriegszeit. Anders als der Wanderer auf der Düne ist Hennis nie verstummt - sondern legt gegen die Zurückdrängung der alten Fragen und politischen Ideen leidenschaftlich Einspruch ein.

Bei Ideen denken wir schnell an etwas philosophisch Wolkiges, an den bestirnten Himmel oder den spekulativen Geist. Mit solchen Ideen haben Sie als praktischer Politikwissenschaftler nie besonders viel anfangen können.

Als Student in Göttingen war ich von Herman Hellers kleiner Schrift *Die politischen Ideenkreise der Gegenwart* beeindruckt. Aber in dieser alten Form sagten sie uns alle nichts mehr. Das 19. Jahrhundert war das Jahrhundert der Ideologien – sowohl die Wiege des bürgerlichen Liberalismus, des Sozialismus, wie auch des Konservatismus, der sich als mächtige Idee auch erst in der Auseinandersetzung mit seiner Infragestellung durch die Französische Revolution formierte. Die gesellschaftlichen Grundlagen dieser Ideenkreise waren nach dem Krieg ausnahmslos weggebrochen. Sie hatten ihre Stunde gehabt. Das war ja auch der Hauptpunkt meiner Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie. Von Anfang an war ich äußerst skeptisch eingestellt gegenüber der Unbelehrbarkeit von Kurt Schumacher, den ich als Mitarbeiter von Adolf Arndt aus allernächster Nähe in Bonn Anfang der Fünfziger erlebt habe.

Der Pathosverzicht Ihrer Generation entsprach ja einem bewußten Verzicht auf große aufpeitschende ideologische Ideen – auch Sie begaben sich nach dem Krieg mit einem Titel von Helmut Schelsky auf die «Suche nach Wirklichkeit».

Die Wirklichkeit mußte ich nicht erst bei Schelsky suchen. Sie ist mir bei Max Weber begegnet, den ich schon vor dem Krieg gelesen habe. Der Satz auf Seite 170 der *Wissenschaftslehre* ist für mich immer verpflichtend gewesen. «Die Sozialwissenschaft ist eine Wirklichkeitswissenschaft. Wir wollen die uns umgebende Wirklichkeit des Lebens, in welches wir hineingestellt sind, in ihrer Eigenart verstehen – den Zusammenhang und die Kulturbedeutung ihrer einzelnen Erscheinungen in ihrer heutigen Gestaltung einerseits, die Gründe ihres geschichtlichen So-und-nicht-anders-Gewordenseins andererseits.»

In Ihren Schriften haben Sie immer aus der «Lage» und der «Fraglichkeit der Situation» heraus gedacht. Damit verbunden war bei aller polemischen Energie ein Gestus der Sachlichkeit. Ist das

«Prinzip Wirklichkeit», von dem Sie gesprochen haben, auch eine Idee?

Es ist eine Idee – wenn Sie einen «ismus» bilden möchten, ist das ein nüchterner Realismus: So sind die Dinge. Und nicht so, wie ihr sie euch wünscht oder gerade zurechtphantiert. Dabei hat die Idee Wirklichkeit nichts mit Empirismus zu tun, mit platter Hingabe an die Wirklichkeit. Die Wirklichkeit fordert uns.

Anders als die berühmten weltanschaulichen Ideen ist die Wirklichkeit aber nie zu einem eigenen großen Ideenkreis aufgestiegen. Mit dem Begriffsduo «Einsicht und Leidenschaft» haben Sie das enthusiastische realistische Erbe markiert, das die von Ihnen favorisierte ideengeschichtliche Linie Thukydides, Tocqueville und Max Weber miteinander verband. Wen zählen Sie neben Ihren drei Seelenhistorikern zur Idee Wirklichkeit?

Ganz bedeutende Männer sind für mich George Kennan, der große amerikanische Diplomat, Historiker und Politikwissenschaftler – und neben ihm der Theologe Reinhold Niebuhr. Mein Studienfreund Horst Ehmke und ich lasen Niebuhr nach 1945 mit großer Leidenschaft. Seine Arbeiten wurden alle im Münchner Christian Kaiser Verlag sehr schnell veröffentlicht. *Die Kinder des Lichts und die Kinder der Finsternis* – das kannten wir auswendig. Deutschland war dagegen immer mehr das Land der Spinnereien. Ich wüßte aus der deutschen Tradition kaum jemanden zu nennen, der von der Idee Wirklichkeit her dachte. Sehr viel später vielleicht Hans Jonas. Und darum hat mich Max Weber von Anfang an so angezogen.

Die Macht der Ideen haben Sie immer betont.

Auch das kann man aus Max Webers Religionssoziologie lernen. Die Ideen sind von größter Bedeutsamkeit, sie wirken als «Weichensteller».

In einem ihrer frühen Aufsätze sprechen Sie vom «massiven Fortwirken» der Ideen Rousseaus bis in das plebiszitäre demokratische Mißverständnis unserer Tage hinein.

Ich habe Rousseau lieb gewonnen als Schriftsteller. Diesen kompletten Außenseiter, der so wunderbar schreiben konnte, habe ich

mit großem Vergnügen gelesen. Aber sein Demokratiebegriff ist mir immer als große Illusion erschienen. Dagegen wollte ich immer ein kleines Büchlein über Rousseaus Figur des Législateur schreiben. Sie wissen vielleicht, daß Rousseau eine Verfassung für Korsika geschrieben hat. Die Figur des Législateur zwingt dem Volk nicht seinen Willen auf – sondern führt es durch die zwingende Kraft seiner Idee zur Zustimmung. Die Idee der Volkssouveränität wird dadurch relativiert. Es muß Führung geben.

Nicht nur spiegeln sich mit «Führung» und «Herrschaft» in Rousseau schon zentrale Themen Ihrer «Regierungslehre». Aus Ihrer Skizze zu dem leider ungeschriebenen Buch «Rousseau und Korsika» kann man lernen, wie Sie in Ihren ideengeschichtlichen Arbeiten selbst Witterung aufnehmen. Hat Ihre Begeisterung für Rousseau auch etwas mit Ihrem eigenen Kriegserlebnis vor Korsika zu tun?

Ich habe vor Korsika eine ziemlich üble Erfahrung gemacht – am Abend des 9. September 1943 bin ich in einem Schlauchboot, weit vor der korsischen Küste treibend, aus dem Meer gefischt worden. Das ist mir eingebrannt. Ich habe dann nach dem Krieg Rousseau gelesen – und bin auf eine frühe deutsche Übersetzung der Korsika-Schrift James Boswells, des großen Tagebuch-Schreibers, gestoßen. Boswell läßt sich für seine Europa-Reise von Rousseau ein Empfehlungsschreiben für den Chef der korsischen Aufstandsbewegung Pasquale Paoli geben. Sie müssen in Hölderlin schauen: «Mein Paoli». Der Held des Tages! Das Korsika-Erlebnis ist für die moderne Geschichte des National- und Freiheitsgedankens von größter Bedeutung. Der Vater von Napoleon war mit Paoli befreundet und eine Art Untergeneral. Napoleon wird nach der Eroberung Korsikas durch Frankreich als Franzose geboren. Und nur als Franzose kann er die Kriegsschule besuchen und seine große politische Karriere beginnen. Daß Napoleon aber den Beinamen «der Korse» trägt – das verdankt er allein der Boswellschen Heroengeschichte. Man kann hier viel über den Zufall in der Geschichte lernen.

Den intellektuellen Königsplatz im Denken der Deutschen besetzte seit den sechziger Jahren die Theorie. Auch wenn der Theorieglaube eine Idee ist, die Sie nicht mögen und an der Sie als «praktischer»

Wissenschaftler auch nicht partizipierten – wie erklären Sie sich den unheimlichen Aufstieg der Theorie-Idee?

Er ist mir vollkommen rätselhaft. Ich war an die acht Jahre direkter Nachbar, eine Straße weit entfernt, vom *Institut für Sozialforschung* und habe genau gewußt, was in diesem Institut vorgeht. Franz Neumann und Otto Kirchheimer hatten mich 1952 in Amerika gewarnt: «Vorsicht, da steckt nichts dahinter.» Mit diebischer Freude haben Sie mich gespickt mit möglichen Schwierigkeiten für Adorno und Horkheimer. Die beiden Häupter kamen aus Amerika zurück – sehr viel Neues war ihnen nicht eingefallen. Sie versuchten, ihre Theorie unter die Leute zu bringen – konnten es aber nicht unter der alten marxistischen Flagge tun, also wurde die «Kritische Theorie» daraus. Sie kennen die Geschichte von Habermas' Rauswurf. Habermas kam an die Urtexte der Frankfurter Schule heran und war so unvorsichtig, in seiner ersten großen Rezensionenabhandlung in Gadammers *Philosophischer Rundschau* darauf anzuspielen. Mir ist schleierhaft, weshalb intelligente junge Leute wie Ivan Nagel, der ja bei Carlo Schmid im Seminar war, vollkommen rüberschwenkten zu Adorno. Ich bin ein einziges Mal in eine Vorlesung von Adorno gegangen. Das genügte mir. Jetzt habe ich mir noch einmal ein Hörbuch mit seinen Rundfunkaufnahmen besorgt. Ich wollte diese Stimme nochmals hören. Ich war und bin völlig unempfänglich für diese Sirenentöne.

In seiner Marburger Antrittsvorlesung hat Jürgen Habermas Sie gleich am Anfang in seiner ersten Fußnote für «hoffnungslos altmodisch» erklärt – weil Sie an der alten praktischen Idee der Politik festhielten und sich nicht dem neuen theoretischen Geist der Zeit beugten.

Die alte praktische Politik ist keine ideenlose Sache. Der Mensch ist ein handelndes Wesen, aber das Handeln wächst nicht aus Theorien heraus. Es kann durch Theorien beeinflusst werden, aber es wächst daraus nicht heraus, sondern aus der «Fraglichkeit der Situation», in der er lebt und leben muß. Das ist praktische Wissenschaft. Ich habe mit meinen Studenten gern Thomas Hobbes' *Leviathan* gelesen. Da erweckt Hobbes den Eindruck, als könnte man einen Staat so bauen, wie man ein Haus bauen kann. Er muß aber zugeben: Politik ist etwas anderes als Tennisspielen.

In den Sechzigern, als die Theorie nicht nur in Frankfurt und West-Berlin in hoher Blüte stand, hielten Sie Vorträge über den Amtsgedanken oder die Richtlinienkompetenz und boten Seminare zur Regierungslehre an.

Deutschland unterlag zweimal den westlichen Demokratien: nicht zuletzt wegen seiner Mängel in der Kunst des Regierens. Der Kaiser war ein Versager, die Weimarer Republik war ohne Erfahrung. – Der eigentliche Pate für meine Seminare und Themen zur Regierungslehre war Arnold Brecht, der Erfinder der Gemeinsamen Geschäftsordnung der Reichsministerien. Brecht war einer der ganz großen Beamten-Denker. Wobei interessant ist, daß die wirklich produktiven preußischen Beamten alle eine künstlerische Ader hatten. Brecht hat wunderbare Gedichte geschrieben, er war mit Jürgen Fehling in Lübeck eng befreundet. Um eine Geschäftsordnung zu schreiben, muß man kein sturer Pedant sein, sondern Phantasie entwickeln. Auch in Institutionen steckt mit Max Weber «geronnener Geist». Wie die Ökonomik – das habe ich aus Otto Brunners *Adeliges Landleben und europäischer Geist* gelernt – ist die Politik in ihrem alten praktischen Sinn nicht nur ein Fach, sondern von einer zusammenhaltenden Idee geleitet. Ich habe das politische Denken das circumspektive Denken genannt – um sich herumschauend, rückwärts und vorwärts, nach oben und unten, nach links und rechts. Alles bedenken, bitte nichts vergessen.

Zu den herausragenden geisteswissenschaftlichen Leistungen der Bundesrepublik gehören unbestritten die Begriffslexika – Joachim Ritters *Historisches Wörterbuch der Philosophie* und die maßgeblich von Reinhart Koselleck konzipierten *Geschichtlichen Grundbegriffe*. Sie waren in die frühen Überlegungen des «Heidelberger Arbeitskreises» mit einbezogen, sollten die Grundbegriffe «Politik», «Moral» und «Öffentlichkeit» übernehmen. Ist das eine besondere bundesrepublikanische Obsession gewesen, diese Arbeit an den Begriffen?

Man war nach dem Krieg vorsichtiger mit seinen Begriffen. Man wählte seine Worte bedachter. Es wurde nicht mehr geschossen – aber mit Worten konnte man genauso verletzen. Denken Sie an Dolf Sternbergers *Wörterbuch des Unmenschen*. Sehr früh war man sich des richtigen Sprechens bewußt. Mein erster großer Schreck

1 Wilhelm Hennis: Politikwissenschaft als Beruf, in ders.: Regieren im modernen Staat, Tübingen 1999, S. 381–415.

war die Nummer der *Frankfurter Hefte* mit Walter Dirks' Restaurations-Vorwurf. Ich erinnere mich noch genau, wie das braune Heft in meine Bonner Wohnung kam. Was für ein törichter Vorwurf! Otto Brunner ist mir immer näher gewesen als Koselleck mit seiner überkandidelten Sprache. Brunner hat gezeigt, daß man mit den modernen Begriffen die ältere Wirklichkeit nicht treffend erfassen kann. Die alten Begriffe haben Ideen eingespult – man konnte nicht über den Staat sprechen, ohne über den guten und schlechten Staat zu sprechen. Sie konnten nicht über die Monarchie denken, ohne den Despoten mitzudenken. Denken Sie an Lorenzettis Allegorie des *Buon Governo* und des *Mal Governo* im Rathaus von Siena. Wir scheinen heute vergessen zu haben, daß die Begriffe immer auch einen normativen Hauch um sich haben. Werner Conze kam 1961 nach Hannover, um mich zur Mitarbeit am Lexikon zu überreden. Ich hätte die Begriffe übernehmen können, aber ich hätte dann für fünfzehn Jahre an den Artikeln gesessen. Ich mußte doch erst einmal Vorlesungen konzipieren.

In Ihrem Erinnerungsaufsatz' schreiben Sie, wie Sie auf Ihrer Amerika-Reise 1952 die großen Exilierten Leo Strauss und Erich Voegelin aufgesucht haben. Was hat Sie an Strauss gefesselt?

Als ich Strauss in Amerika besuchte, besaß er noch nicht seinen amerikanischen Schülerkreis. Strauss drapierte sein Naturrecht auf raffinierte Weise auf die *Founding Fathers* hin. Mit dem Naturrecht, das ihm am Herzen lag, hatte das natürlich gar nichts zu tun. Das Cover der ersten Paperback-Ausgabe von *Natural Right and History* ist der größte Schwindel, den man sich vorstellen kann. Allan Bloom hat das ja wunderbar erzählt. An Strauss interessierte mich die Besessenheit des wirklichen Gelehrten. Wir saßen Mitte der Fünfziger im Café Kranzler in Frankfurt und Strauss sagte: «Ich lese die *Discorsi* jetzt zum zweiten Mal – ich glaube, ich fange an, sie zu verstehen.» Das ist mir ewig eingeebrannt.

Mit Leo Strauss teilen Sie nicht nur den Vorbehalt gegen die moderne rationale Politik – sondern auch eine besondere Form «esoterischer» Lektüre und «geheimer» Ideengeschichte. Leo Strauss hat in *Persecution and the Art of Writing* ja beschrieben, wie von Platon

an die großen ideengeschichtlichen Köpfe ihre wahre Gesinnung im Text zum Verschwinden bringen. Auch bei Max Weber versteckt der Geist sich oft zwischen den Zeilen – und Ihre Wiederentdeckung seiner «Fragestellung» läßt sich als echte Detektivgeschichte lesen.

So eine Strauss-Szene habe ich erlebt, als ich in Madrid für meinen Goya-Essay² hinter der spanischen Übersetzung des *Gulliver* her war. Da fand ich eine Akte der Inquisition, ob das Buch denn gedruckt werden könne. So eine Rezension wünsche ich mir auch mal. Wie die gelesen haben! Am Ende war es so, wie es bei Strauss geschildert wird. Texte haben ihr Geheimnis. Man muß es in Rechnung stellen. Den Begriff «Lebensführung» für Max Weber als zentral herauszuarbeiten, das ist nur möglich, wenn Sie ganz genau lesen und vielleicht sogar laut lesen.

Sie haben 1968 in Ihrem Essay *Die deutsche Unruhe* die «hermeneutische Leidenschaft» der Studentenrebellien kritisiert, die enthemmte romantische Pose, den unverbindlichen Griff in die alte marxistische, philosophische Ideenkiste. Wenige ideengeschichtliche Bücher nach dem Krieg scheinen aber selbst so entflammt zu sein von der «hermeneutischen Leidenschaft» wie Ihre drei Bücher über Max Weber. Muß die Verlustrechnung nicht heute anders aufgemacht werden – und ist uns mit der Zeit die «hermeneutische Leidenschaft» nicht allzu sehr verloren gegangen?

Die hermeneutische Leidenschaft ist Deutschlands spezifischer geisteswissenschaftlicher Beitrag zum Westen gewesen. Wir haben zur Kultur etwas beizutragen – das ist die Romantik, das ist die Reformation, das ist diese Wildheit des Denkens. Die französischen Modeautoren spielen ja nur so, als würden sie wild denken.

Gegen den antihumanistischen Trend der Sozialwissenschaften und gegen das Systemdenken haben Sie Max Weber neu in die Kulturproblematik seiner Zeit gestellt. Mit Ihrer Hinwendung zu einer charakterologischen Fragestellung verfolgten Ihre Weber-Bücher eine kulturwissenschaftliche Fragestellung – lange bevor die Kulturwissenschaft als akademische Disziplin in Deutschland groß und mächtig wurde. Wie schätzen Sie den heute grassierenden Betrieb der Kulturwissenschaften ein?

² Wilhelm Hennis: Die Vernunft Goyas und das Projekt der Moderne. Ein Versuch zum Verständnis des «Traums der Vernunft» (Capricho 43), in: ders.: Politikwissenschaft und politisches Denken, Tübingen 2000, S. 350–368.

Die geistlose Sozialwissenschaft ist abgelöst worden durch eine noch geistlosere, beliebiger, immer auf Themensuche, auf der Suche nach Drittmitteln befindliche kulturalistische Richtung. Eine Inflation von Belanglosigkeiten. Da ist leider keinerlei Begriff von anspruchsvoller Wissenschaft mehr da – sondern nur von Ansprüchen, die durch Drittmittel befriedigt werden.

Der Skizze zu ihrem ungeschriebenen Buch über die Bundesrepublik haben Sie den an Michael Oakeshott erinnernden Titel *Zuversicht und Skepsis* gegeben. Damit stellen Sie die herrschende teleologische Erzählung der scheinbar «geglückten» Demokratie auf den Kopf. Sie haben in den fünfziger Jahren mit großer Zuversicht die Entwicklung des Landes gegen alle restaurativen Anfeindungen begleitet – und scheinen mit der Zeit immer skeptischer und pessimistischer geworden zu sein?

Die Skepsis ist bei mir immer gleich geblieben. Die Zuversicht ist mal gesunken, mal gestiegen, gegenwärtig hat sie einen ziemlich niedrigen Pegel erreicht. Sie kennen die schöne Anekdote von Luhmann und Gehlen. Sie treffen sich zufällig im Zug, und Luhmann fragt den älteren berühmten Gelehrten: «Herr Kollege Gehlen, worüber arbeiten Sie denn gerade?» «Ich denke über unser aller Ende nach.» Ich bin ein entschiedener Gegner jeder Form der Hybris, wie sie unter anderem in der «friedlichen Nutzung» der Atomenergie steckt. Ich kann es mir schlicht nicht vorstellen, daß man ein über Jahrtausende strahlendes Material sicher «entsorgen» kann. Das ganze deutsche Denken nach 1945 zielte ja auf Entsorgung.

Sie waren früh ein Gegner allen Projektgedenkens, sie haben von Jürgen Habermas' «unvollendetem Projekt» der Moderne über die Atompolitik bis zur Drittmittelprosa an den Universitäten alle Projekte mit grimmiger Verachtung gestraft. Gegen die Projektmacherei haben Sie den alten Begriff der *Sorge* aus der ideengeschichtlichen Reserve geholt.

Dieser Begriff der Sorge – ohne allen Heidegger – ist für mich ein zentraler Begriff der Politik geblieben. Es gibt wenige literarische Dokumente, die mich so bewegten und die ich immer wieder lesen kann, wie den Auftritt der «Sorge» am Ende von *Faust*: «Hast

Du die Sorge nie gekannt?» Die *cura* steht im Mittelpunkt meines wissenschaftlichen und vielleicht auch meines praktischen Denkens. Mein Vater kommt aus einer Gärtnerfamilie. Da muß man sich um die Pflanzen sorgen: Sind sie auch schattiert, bekommen Sie genug Sonne? Ich bin nicht gerne unvorsichtig. Ich habe hier dieses wunderbare, tief bewegende Buch von Erhart Kästner.³ «Wer die Zukunft bedenkt, ist nicht glücklich. Aber sorgend die Zukunft bedenken ist menschlich. ... Erst durch den Blick auf das Ungewisse, die ängstliche Sorge, die Vorausschau, die Hoffnung an der Schwelle zur Sorge, die Angst vor der Zukunft, erst da beginnt, was den Menschen auszeichnet. Ohne Bedenken der Zukunft, das ist der Hund in der Sonne.» Ich finde das großartig: der Hund in der Sonne, als Ideal des zukünftigen Menschen.

Was ist von dem kulturkritischen Impuls geblieben, der das deutsche ideengeschichtliche Denken lange Zeit befeuert hat?

Wenn wir inhaltlich ein westliches Land nach Normalmaß geworden sein sollten, so ja deshalb, weil uns der kulturkritische Geist dieses Widerspruchs erfolgreich ausgetrieben worden ist. Der Impuls ist aufgesogen worden vom Konsumismus des Genußmenschen. Die Kulturproblematik, aus der ein Max Weber noch ganz selbstverständlich sprach, wird heute gar nicht mehr empfunden. Was könnte Deutschland bedeuten, wenn es sich auf seine kulturelle Tradition besinnen würde. Wo ist heute ein Ernst Robert Curtius mit seiner Autorität? Das Interesse für Goethe ist in englischen Zeitschriften größer als in deutschen Zeitschriften. Für mich ist unvorstellbar, wie man die deutsche Sprache so ver-raten konnte. Die Größe der deutschen Seele, ihrer Innigkeit, Versponnenheit und Verstiegenheit, auch gerade in Ihrer Problematik – was ist davon übrig geblieben? Dabei interessiert sich das Ausland doch nur für das von uns verschmähte Deutschland – das Deutschland der Ideen.

Das Gespräch führte Stephan Schlak.